

NZZ Podium vom 3. April 2008

Demografie Die Altersfalle

Referat von Joachim Güntner, Feuilleton-Korrespondent «Neue Zürcher Zeitung»

I. Essayistische Annäherung mit historischen Exkursen

Man darf sagen: Es geht uns gut. Wir leben um vieles komfortabler als unsere Altvorderen. Unsere Wohnungen sind trockener, heller, bequemer geworden, die Arbeitsbedingungen humaner. Keine Slums, kein Manchester-Kapitalismus. Gut gefüllte Kühlschränke, Freizeitangebote zur Steigerung der kulturellen Bildung oder der körperlichen Fitness oder einfach zur Vertreibung der Langeweile. Es mangelt uns weder an Speis und Trank noch an ärztlicher Versorgung. Renten- und Sozialversicherung versprechen ein auskömmliches Dasein auch noch nach dem Ende des Erwerbslebens. Die demografische Statistik dokumentiert das Resultat eines solchen Lebens unter den Bedingungen von Wohlstand und Wohlfahrt: Wir werden älter.

Es geht uns gut. Aber die bange Frage ist zu hören: Wie lange noch? Vergreisung der Gesellschaft droht. Der gestiegenen Lebenserwartung steht keine Steigerung der Geburtenrate gegenüber, sondern ein Geburtenrückgang. Glauben wir den Demografen, so ergibt sich als Faustregel in Sachen Zukunft, dass sich der Anteil der Rentenbezieher an der aktiven Bevölkerung bis zur Mitte des Jahrhunderts im OECD-Raum verdoppeln wird. Wer soll dann das Bruttosozialprodukt steigern?

Unlängst führte mein Weg an der Stelle vorbei, wo mein jüngerer Bruder und ich in den sechziger Jahren das Licht der Welt erblickten. Unsere Mutter hat uns nicht zu Hause geboren. Als ihre Wehen einsetzten, brachte mein Vater sie – und er musste dazu einen Nachbarn beanspruchen, weil er damals noch kein Auto besass – in ein nahe gelegenes «Mütter- und Säuglingsheim». Das Haus steht heute noch, aber es wirken dort keine Frauenärzte und Hebammen mehr, sondern Altenpfleger. Aus dem Mütter- und Säuglingsheim ist ein Seniorenheim geworden. Welch sprechende Verkehrung der Funktionen. Alt verdrängt Jung. Die Grundschule, die ich einst besuchte, musste vor einigen Jahren schliessen. Ihr fehlten die Schüler. Viele Kindergärten haben das gleiche Problem: Mangel an Nachwuchs.

Wie Sie, meine Damen und Herren, der Ankündigung für das heutige NZZ-Podium entnehmen konnten, berichte ich für unser Blatt aus Deutschland. Die dortigen Verhältnisse sind meinem Blick daher näher als die hiesigen. Das hat aber für unser Thema kaum Bedeutung. Es gibt zwar Unterschiede: Die Schweiz hat weniger Probleme

mit ihren Einwanderern aus fremden Ländern, und ihr Rentensystem, das auf mehreren Säulen ruht, ist stabiler als das deutsche. Diese Vorzüge einer offenbar klügeren Renten- und Zuwanderungspolitik sind nicht gering zu achten. Demografisch aber sind sich beide Länder sehr ähnlich. Das Durchschnittsalter der Bevölkerung liegt hier wie dort bei über 40 Jahren, die Zahl der Geburten bei weniger als statistischen 1,5 Kindern pro Frau, die Lebenserwartung bewegt sich in Deutschland auf 80 Jahre zu, die Schweiz hat diese Marke bereits erreicht. Insgesamt machen die Eidgenossen eine etwas bessere Figur, was die Deutschen, die nur zu gern die Schweiz als Musterland betrachten, übrigens auch gar nicht anfechten würden. Doch auch diese bessere Figur trägt einen grauen Schopf, hat Falten im Gesicht und weckt Zweifel an ihrer Vitalität.

Die Frage ist: Was besagen die Daten der Demografen? Ihrem Anstrich nach betreibt die Bevölkerungswissenschaft ein nüchternes Geschäft. Sie zählt Mütter und Kinder, Männer und Frauen, Erwerbstätige und Rentner, Lebensjahre, Geburten und Sterbefälle und setzt all dies in Beziehung zu geografischen Räumen und historischen Zeiten. Unter ihrer ordnenden Hand nehmen schweigende Zahlen die Gestalt sprechender Grafiken an. Dynamisch wachsende Gesellschaften mit einer breiten Basis an Kindern und Jugendlichen fasst sie ins Bild einer Pyramide. Sieht der Betrachter ein Gebilde, das einer Glocke ähnelt, so sieht er ein Versprechen auf Stabilität, denn die Glocke steht für eine weiterhin vorteilhafte Überzahl der Kinder gegenüber den Greisen und für einen gesunden Mittelbau aus Leuten in den besten Jahren.

Wird der Sockel schmal, die Mitte füllig und die Spitze mächtig, so haben wir uns der Gegenwart genähert. Ein von Demografen gern benutzter Name für diese Darstellung einer Gesellschaft mit weniger Geburten und verlängertem Lebensabend lautet «Urne». Damit ist alles klar. Westeuropäische Gesellschaften wie die schweizerische, deutsche oder schwedische beginnen ihre Geschichte als Pyramide, werden dann zur Glocke und enden als Urne. Friede ihrer Asche!, möchte man rufen. Friedrich Burgdörfer, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der berühmteste deutsche Bevölkerungsstatistiker, hat diesen Dreischritt von der Pyramide über die Glocke zur Urne popularisiert. Bei ihm kann man lernen, wie die Demografie mit Grafiken Propaganda macht.

Die Bevölkerungswissenschaft will uns Mores lehren. Das war schon nicht anders, als 1798 Thomas Robert Malthus seinen «Essay on the Principle of Population» schrieb. Hinter den scheinbar neutralen demografischen Statistiken steckt eine Idee, wie eine Bevölkerung idealerweise zusammengesetzt sein sollte. Geschlechtliches reproduktives Verhalten wird an Sollzahlen gemessen. Jede numerische Grösse ist zugleich eine normative Grösse. Sie enthält eine Massregel, wie wir leben sollen. Mühelos geht die Demografie vom Datensammeln zur Moralpredigt über.

Malthus trieb seinerzeit die Sorge um, dass die Nahrungsmittelproduktion nicht mit dem Bevölkerungswachstum Schritt halten könne. Aber sein Zukunftsszenario einer Übervölkerung, die notwendig von Hungersnöten und Seuchen dezimiert wird, erfüllte

sich nicht. In Europa sank im 19. Jahrhundert erst die Sterblichkeitsrate, dann sanken auch die Geburtenzahlen. Als Menetekel galt Frankreich, wo nach der Revolution von 1789 immer weniger Kinder geboren wurden. Der Trend hielt während der Industrialisierung im 19. Jahrhundert an. Deutschland erfuhr zwar zur gleichen Zeit einen grossen Bevölkerungszuwachs, und mit seiner Bevölkerungsübermacht erklärte man auch den Sieg über Frankreich im Krieg von 1870/71. Indessen war auch für das Deutsche Reich ein Geburtenrückgang absehbar. Zu Anfang des 20. Jahrhunderts gaben Bevölkerungstheoretiker der Zweikindfamilie die Schuld. Demografen wie der Schwede Pontus Fahlbeck oder der Deutsche Julius Wolf prognostizierten, das «Zweikindsystem» müsse in den Untergang führen – schon das «alte Rom» habe einen solchen «Rassen- oder nationalen Selbstmord» vorexerziert. Erst sei dem Volk die Lust an der Fortpflanzung genommen worden, dann habe sich das Reich entvölkert, und die Barbaren seien eingefallen, vom demografischen Vakuum gleichsam angesogen.

Vor hundert Jahren also signalisierte die Zweikindfamilie langfristig den Zusammenbruch von Staat und Gemeinwesen. Heute halten uns die Demografen die Zweikindfamilie als Ideal vor. Genauer: 2,13 Kinder pro Frau sind verlangt, damit sich eine als autark gedachte Bevölkerung auf stationärem Niveau reproduziert. Wie sich doch die demografischen Sollziffern ändern. Nahezu unverändert ist die Matrix des Bevölkerungsdiskurses geblieben. Noch immer stehen, wenn wir kulturelle Leitbilder und die Änderung der Geschlechterrollen diskutieren, die Frauen im Zentrum des Disputs. Und noch immer messen wir Geburtenraten mit mehrerlei Mass. Unserer alteingesessenen Bevölkerung wünschen wir mehr Kinder. Bei den Migranten argwöhnen wir hingegen eine zu hohe Fertilität. Die Unterscheidung nach würdigen und unwürdigen Eltern, die hier zwischen Fremden und Autochthonen getroffen wird, wiederholt sich auf der bildungssoziologischen Ebene: Laut ist die Klage über kinderlose Akademikerinnen, womit zugleich dargetan wird, dass es in der Unterschicht jüngere und kinderreichere Frauen gibt. Auch wenn es nur wenige so deutlich aussprechen – der Eindruck entsteht: Nachwuchs bekommen in unseren Breiten hauptsächlich «die Falschen».

II. Systematische Fragen

Erst im Übergang *von Zahlen zu Deutungen* wird die Demografie für uns interessant. An den Bevölkerungsdiskurs knüpfen sich vor allem folgende Fragen: Welche Fakten sind unstrittig, welchen Prognosen möglich? Wie ist der demografische Wandel zu bewerten, was sind seine Ursachen, und inwieweit können wir den Lauf der Dinge beeinflussen?

Zunächst zu den harten Fakten. Auch wenn die Demografie bisweilen den Anschein erweckt, ihr lägen ebenso gesicherte wie präzise Zahlen vor, so muss sie doch mit Schwankungsbreiten operieren. Zum Beispiel erfuhr die vom deutschen Bundesamt für Statistik zunächst lancierte Zahl, 42 Prozent der deutschen Akademikerinnen blieben

kinderlos, im Nachgang eine Entdramatisierung. Das Max-Planck-Institut für demografische Forschung kam bloss auf 32 Prozent, das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung auf 25 Prozent. Auch hat die Geburtenstatistik früher nur die ehelich geborenen Kinder erfasst. Solange aussereheliche Geburten marginal blieben, war das nicht weiter von Bedeutung. Aber mittlerweile ist die Elternschaft von unverheirateten Paaren oder von Alleinerziehenden eben keine Marginalie mehr.

Um nicht missverstanden zu werden: Ich möchte keineswegs den Eindruck erwecken, all die Hiobsbotschaften von sinkenden Geburtenraten und einem steigenden Altenquotienten entbehren der Grundlage. Ich möchte Sie nur ermuntern, statistische Daten, die man Ihnen serviert, stets mit einem Körnchen Salz zu verzehren. Der generelle Befund zur Lage dürfte nicht zu bezweifeln sein, und dieser Befund besagt etwa für die alte Bundesrepublik: «Seit 1975 ersetzen die Geborenen nur noch etwa zwei Drittel der Generation ihrer Eltern.» (Franz-Xaver Kaufmann). Ein Drittel fällt demnach aus. Dieses fehlende Drittel fehlt der Gesellschaft anfangs als Kinder, später jedoch als Eltern. Das wiederum verschafft dem Alterungs- und Schrumpfungsprozess Dynamik. Selbst wenn die jüngste Generation der Mütter pro Kopf genauso viele Kinder gebiert wie die Mütter-Generationen zuvor, so muss doch die Bevölkerung im Durchschnitt altern und schrumpfen, weil weniger Eltern und ergo weniger Kinder da sind.

Dies in aller Kürze zur Zahlenbasis. Nun zu den Prognosen. Oft wird behauptet, die mittelfristigen demografischen Prognosen seien sehr sicher, denn jene, die in zehn oder zwanzig Jahren Kinder bekommen könnten, seien ja jetzt alle schon geboren. Die Ausfälle seien ebenfalls zu ermessen. Ein einfacher mathematischer Überschlag genüge, um die Horizonte abzustecken. Nachträglich ändern an den Geburten und Nicht-Geburten könne man nichts, wir wüssten daher, mit welchen reproduktionsfähigen Beständen an Schweizern oder Deutschen wir in den nächsten Dekaden rechnen dürften. Immer vorausgesetzt natürlich, dass kein Krieg und keine Epidemie oder sonst eine mörderische Katastrophe die Lage grundlegend verändert.

Selbst wenn wir der Bevölkerungswissenschaft diese Prognosekraft zugestehen, so ist festzuhalten: Prognostisch kann der Demograf, der bei seinen Leisten bleibt, über Bevölkerung eigentlich nur sprechen wie ein Zoologe von Artenvielfalt und Bestandserhaltung. Er müsste im Reich der Biologie bleiben. Das tut er allerdings höchst ungern. Die demografischen Prognosen, mit denen wir seit einiger Zeit regelmässig konfrontiert werden, sind gespickt mit soziologischen oder ökonomischen Suggestionen. Da erfahren wir beispielsweise aus Statistiken, dass im Jahre 2040 in der deutschen Rentenversicherung 102 Rentner auf 100 Beitragszahler kommen. Das jedoch ist reine Fiktion, denn der Demograf kann nicht wissen, wie Politik, Wirtschaft und Gesellschaft bis dahin auf den Alterungsprozess reagiert haben werden. Vor allem darf er nicht von *ceteris paribus* ausgehen – davon, dass alles so fortschreitet wie bis anhin.

Mit den Zukunftsvisionen kommen wir in das emotionale Zentrum der Diskussion: die Bewertung des demografischen Wandels als gut oder schlecht, dramatisch oder banal, als Verhängnis oder Glücksfall. Umberto Eco hat einmal die Kulturkritiker in zwei Sorten unterteilt: Apokalyptiker und Integrierte. Die einen sehen furchtbar schwarz, die anderen wiegeln ab und finden, eigentlich fügten sich die gesellschaftlichen Entwicklungen doch ganz passabel ineinander.

Diesen beiden Haltungen begegnen wir auch hier. Die Apokalyptiker sagen uns tiefe soziale Spaltungen als Folge einer überalterten und schrumpfenden Bevölkerung voraus. Junge stünden gegen Alte, Kinderlose gegen Eltern, Bildungseliten gegen Schlechtqualifizierte, Alteingesessene gegen Migranten. All diese Gegensätze, natürlich auch die ohnehin schon offene Schere zwischen Arm und Reich, würden durch die demografischen Umstände noch stärker geöffnet. Zum Kampf der Generationen trete die Konkurrenz der Regionen: schrumpfende Städte und entvölkerte Dörfer zum Beispiel im Osten Deutschlands; Wohlstandszonen im Westen. Dereinst, so die Prognose, gebe es in der Lausitz wieder mehr Wölfe und Luchse als Menschen. Dann die Versorgung der Alten: Die Renten müssten halbiert werden, weil es an Beitragszahlern fehle, und die Altenpflege werde automatisiert, da Dienstleistungen für das vom Zusammenbruch bedrohte Pflegesystem viel zu teuer seien. Der satirischen Phantasie eröffnet sich ein weites Feld. Ordentlich aufs Blech schlug das Zweite Deutsche Fernsehen mit einem Dreiteiler, der die Situation der Pflegeheime im Jahre 2030 vorwegnehmen sollte: Die Heiminsassen, darunter verwirrte und ihrer Körperfunktionen nicht mehr ganz mächtige Senioren, bekamen «Mega-Windeln» verpasst, die der Einfachheit halber nur einmal am Tag gewechselt werden mussten, und zwecks Körperpflege schob man sie in eine automatische Waschstrasse. Die Fernsehkritiker fanden die Machart des Demografie-Schockers zu simpel, die Deutsche Hospiz-Stiftung allerdings warnte davor, die TV-Produktion als Science-Fiction abzutun. «Es steckt in der Thematik eine brisante Menge an Realität», meinte ihr Geschäftsführer.

Anders die unaufgeregte, die «funktionale» Deutung. Sie kocht das demografische Drama auf kleiner Flamme. Geburtenschwund und Altenvermehrung gelten ihr als systemkonforme Entwicklungen. Betont werden in dieser Sicht nicht die Risiken, sondern die Chancen. Der Frankfurter Soziologe Karl Otto Hondrich nannte den Geburtenrückgang einen Glücksfall für unsere moderne Gesellschaft. Für die Finanzierung der Sozialsysteme sei nicht die Zahl, sondern die Produktivität der Beitragszahler entscheidend, argumentiert Hondrich. Die Produktivität aber steige, denn wenn weniger Kinder da seien, könnten sie besser ausgebildet werden. Sie erführen eine höhere Aufmerksamkeit und mehr Liebe und entwickelten sich so nicht nur zu Leistungsträgern mit hohem Wertschöpfungspotenzial, sondern überdies zu besseren Familienmenschen. Bei Hondrich ist der Krieg der Generationen abgesagt, und der wirtschaftliche Zusammenbruch findet nicht statt.

Sein im vergangenen Jahr postum erschienenenes Buch mit dem programmatischen Titel «Weniger sind mehr» argumentiert schlüssig, doch wahrscheinlich bin ich von der Apokalyptik schon infiziert, denn immer dann, wenn ich nicht unmittelbar unter dem Eindruck von Hondrichs Beweisführung stehe, kommt mir der Verdacht, er könnte ein allzu glimpfliches Bild der Lage gezeichnet und dabei viele drohende Verluste ausgeblendet haben. Der mögliche Wandel des Lebensgefühls zum Beispiel ist für Hondrich kein Thema. Wie lebt es sich, um nur einen Aspekt zu nennen, mit dem Verlust an Schönheit, Schwung und Grazie, der mit einem Rückgang an Jugend verbunden ist? Man tröste mich nicht damit, dass – im Gegenzug dazu – wir im Alter länger frisch bleiben, denn das ist zumindest ästhetisch doch nur ein schaler Ersatz.

Die Frage nach den Ursachen des Geburtenrückgangs, das wäre der nächste Punkt in meinem kurzen Aufriss des Themas, und die Frage danach, inwiefern wir den Gang der Dinge beeinflussen können, gehören eng zusammen. Die Idee dabei ist: Kennt man die Ursachen, so weiss man auch, welche Stellschrauben zu drehen wären. Wie wir sehen werden, ist die Sache aber nicht ganz so einfach. Die Schwierigkeiten stecken keineswegs in der Diagnose der Ursachen. Diesbezüglich herrscht unter Gesellschaftswissenschaftlern breite Einigkeit. Genannt werden die Steigerung des Wohlstands und der Ausbau des Sozialstaates, namentlich die Kollektivierung der Altersvorsorge, sodann die Emanzipation und Berufstätigkeit der Frauen, schliesslich ein Wertewandel, in dessen Vollzug das Ethos sozialer Verpflichtung gegenüber Idealen der Selbstverwirklichung zurücktritt.

Man kann es auch allgemeiner ausdrücken: Geburtenrückgang und Steigerung der Lebenserwartung sind Früchte des Fortschritts. Sie sind Folgen von Wohlstand und Selbstbestimmung, und zwar absichtsvoll erzeugte Folgen. Unsere Gesellschaften haben energisch darauf hingearbeitet, dass Menschen älter werden können. Und ebenso absichtsvoll haben wir das Kinderkriegen verhütet und die Zeit und das Geld, welche die Aufzucht des Nachwuchses gekostet hätte, an andere erfreuliche Dinge gewendet. Jetzt aber zeigt sich, dass die beabsichtigten Folgen unbeabsichtigte Nebenfolgen zeitigen, dass die Kosten des Fortschritts die Fortschritte aufzuzehren drohen. Unser kinderarmes Alten-Paradies scheint auf Dauer nicht finanzierbar zu sein, und die Demografen kommen gelaufen und rechnen uns vor, dass Kindererziehung eine volkswirtschaftliche Investition sei, die wir über Jahrzehnte hin vernachlässigt hätten. Der Geburtenausfall erscheint als milliardenschwere Investitionslücke. Wie sollen wir jetzt die Kurve kriegen?

Ursachenbekämpfung, und das kompliziert die Sache, scheidet aus. Wir wollen und können den Fortschritt nicht zurückdrehen, wollen die Wertschätzung des Individuums und seiner Selbstbestimmung nicht kassieren. Das gilt selbstredend auch für jene Hälfte der Menschheit, die mit Kindern allein schon deswegen mehr zu tun hat, weil sie sie austrägt. Für die Frauen also. Es gibt kein Zurück zum Rollenmodell der Nur-Mutter und Nur-Hausfrau. Die Emanzipation lässt sich nicht aufheben. Und weil das alle

wissen, dreht sich die Diskussion so gern darum, wie man es hinbekommt, dass die Frau beides schafft und möchte: arbeiten gehen und Kinder kriegen. «Vereinbarkeit von Familie und Beruf» lautet die Forderung des Tages. Die Pragmatiker glauben hier eine Stellschraube entdeckt zu haben, an welcher sich drehen lässt. Und es gibt gewiss noch ein paar Ansatzpunkte mehr für politische Lenkung; Möglichkeiten für eine gestaltende Politik, um die sogenannten Opportunitätskosten des Kinderhabens zu senken und die Anreize fürs Kinderkriegen zu erhöhen. Die Apokalyptiker aber werden gegen eine Politik der Anreize skeptisch bleiben und es mit Oswald Spengler halten, der im zweiten Band von «Der Untergang des Abendlandes», im Abschnitt über «Die Unfruchtbarkeit des zivilisierten Menschen», Folgendes schrieb:

«Die grosse Wendung tritt ein, sobald es im alltäglichen Denken einer hochkultivierten Bevölkerung für das Vorhandensein von Kindern <Gründe> gibt. Die Natur kennt keine Gründe.»